Aus der Praxis = Les lecteurs parlent

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss foresty journal = Journal forestier suisse**

Band (Jahr): **139 (1988)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Wald 2000 – Auf der Suche nach der Zukunft unserer Wälder

Von *Ulrich Vogt,* CH-3714 Frutigen Oxf.: 0

Gestützt auf die Diskussionen, offizielle und offiziöse, an der SFV/SIA-Tagung vom 11. und 12. November 1987 im Sihlwald und in Lenzburg, möchte ich einige Gedanken über unsere forstliche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft äussern, die, so glaube ich wenigstens verspürt zu haben, weite Kreise unseres Berufsstandes beschäftigen.

Die Schweiz kann auf eine grosse forstliche Tradition zurückblicken. Von Kasthofer bis Leibundgut lässt sich ein weiter Bogen spannen, und eingebettet in diese Tradition war und ist jeder Forstmann (und heute auch jede Forstfrau) ein Kind seiner/ihrer Zeit: Katastrophen, Holznot, Waldzerstörung, Aufbau und Bewährung eines kulturellen Erbes, Sachzwänge wie Krisen- und Kriegszeiten, Hochkonjunktur, Technisierung und Umweltkrise haben die Denk- und Handlungsweise unserer Vorgänger wie unsere eigene geprägt. In diesem ganzen Spektrum hatte es Platz für einen Ammon, der seine Plenterwaldidee geradezu missionarisch verbreitete, oder für einen Burger, der mit seiner immensen Schaffenskraft die forstliche Versuchsanstalt schlechthin verkörperte. Generationen von Förstern haben in Fleissarbeit unter oft misslichen äusseren Bedingungen die Wälder bewahren, aufbauen, pflegen und nutzen können, ohne dass das Wohlergehen der Bevölkerung darunter gelitten hätte – im Gegenteil, denken wir nur an den Spruch von Gottfried Keller am Sihlwald-Forsthaus: «Schöner Wald in treuer Hand, labt das Aug' und schirmt das Land». Kaum jemand stellte in der Vergangenheit die Frage nach dem Sinn und Zweck der Bewirtschaftung des Waldes; dies war stets selbstverständlich und lag letztlich in der biblischen Schöpfungsgeschichte verwurzelt: «Und Gott der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn baute und bewahrte» (1. Mose 2, 15).

Es darf festgehalten werden, dass es den forstlichen Praktikern gelungen ist, trotz menschlicher Unvollkommenheiten, die nachhaltige Nutzung des Waldes im Sinne einer pfleglichen Bewirtschaftung bis in unsere Zeit erfolgreich praktiziert zu haben, solange dieser Garten Eden in seiner Gesamtheit als Biozönose nicht selbst durch das Sprengen der Regelmechanismen Schaden nahm. Heute sind aber Tendenzen im Gange, die das Wirtschaften im Wald an sich in Frage stellen oder sogar als etwas Negatives darstellen. Besonders dort, wo heute an den Wald weder hohe Schutzfunktionen im klassischen Sinn noch wirtschaftliche Erwartungen gestellt werden, ist die Bewegung des «retour à la nature» neu erweckt worden, wohl nicht mehr im Sinne eines Rousseau, aber doch deutlich wahrnehmbar als zeitgemässe Strömung gegen die «hypertechnokratische Kulturentwicklung». Dass dabei auch an die nostalgische Vergangenheit angeknüpft wird, ist in diesem Zusammenhang mehr als verständlich.

Die Frage stellt sich in unseren Kreisen, ob diese Strömung bewusst mit den doch allgemein anerkannten forstlichen Auffassungen über die pflegliche Nutzung des Waldes konfrontiert werden soll. Ist es sinnvoll, gerade heute, wo wir die Verpflichtung verspüren, für das Überleben des Waldes anzutreten und für eine gute Sache zu kämpfen, Nebenkriegsschauplätze zu eröffnen, wo zur Freude des Publikums Kollegen die Klingen kreuzen? Wäre es nicht fruchtbarer, Gemeinsamkeiten zu betonen und nicht auf Kosten der Sache an sich Publizität zu erwirken? Die Vielfalt unseres Landes in jeder Hinsicht erheischt – gemäss unserem föderalistischen Verständnis – auch vielfältige Lösungen. Man kann sich in guten Treuen darüber streiten, ob ein Waldbestand weiterhin traditionell bewirtschaftet oder künftig ganz der Natur überlassen werden soll. Aber keinesfalls darf dabei übersehen werden, dass es Gebiete gibt, in denen die nachhaltige Erbringung von Schutzfunktionen kategorisch gefordert wird, ob uns das passt oder nicht. In solchen Fällen müssen sicher persönliche Absichten und Neigungen vor der übergeordneten Zielsetzung zurückstehen. Zusammengefasst: Es gibt keine Universallösung für den Wald 2000. Die schweizerische Waldbaulehre und -tradition hat bis heute gezeigt, dass Waldpflege und -bewirtschaftung durchaus erfolgreich und naturnah erfolgen können und dass der von der Natur umweltfreundlich erzeugte Rohstoff Holz gewonnen werden kann, ohne die Substanz zu schmälern. Jeder Praktiker, ob zu Beginn oder am Ende dieses Jahrhunderts, hat mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt, oft unter dem Druck eigenwilliger Waldbesitzer und uneinsichtiger Mitmenschen. Dass dabei nicht immer Optimallösungen erzielt wurden und Kompromisse eingegangen werden mussten, haben wir zu akzeptieren (es ist heute auch nicht anders). Aber das Hauptziel, die Walderhaltung, wurde deswegen nie in Frage gestellt.

Trotz der intensiveren Bewirtschaftung bis nach dem Kriegsende (1945) sind heute naturnahe «Reservate» vorhanden. Jeder Gebirgs- und Voralpenförster hat in seinem Wirkungskreis Ecken und Nischen, in denen seit Beginn der 50er Jahre keine Eingriffe mehr erfolgt sind. Freilich sind diese Zonen abgelegen und schlecht zugänglich für ein breites Publikum, aber eigentlich ideal für die ungestörte Entwicklung von Flora und Fauna. Gemäss der Kleinräumigkeit unseres Landes sind diese Gebiete in ihren Ausmassen nicht spektakulär und kaum publizistisch verwertbar, aber sie zeugen doch davon, dass nicht überall der hinterste und letzte Baum einem einseitigen Wirtschaftsdenken zum Opfer gefallen ist.

Die «new-age»-Bewegung im Forst knüpft an humanistische Züge an, wohl auch, um der «high-tech»-Sprache unserer Zeit bleibende, als gültig anerkannte Wertvorstellungen entgegenzuhalten und damit auch bewusst eine andere Einstellung zu dokumentieren. Viele Leute sind empfänglich dafür. Es stellt sich hier die Frage, ob nicht der Förster als Generalist oder Universaldilettant (im guten Sinne) sich etwas mehr den Gesetzen der Gruppendynamik und der menschlichen Psychologie widmen sollte, um mitreden zu können. Förster sein heisst heute wohl nicht mehr, ob der Grösse des Waldes und der Schöpfung bescheiden werden. Das Waldsterben hat uns ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt, und das Schattendasein ist durch eine allzu abrupte Freistellung unterbrochen worden. Aber wir wissen, dass die Unterdrückten ihre Chance wahrnehmen und den vollen Lichtgenuss zu ihren Gunsten umsetzen können. Trotzdem bleibt für mich im Innersten das Waldverständnis eines Ernst Wiechert in seiner Tiefe und Schlichtheit wegweisend. Als er 1938 seinen Vater, Revierförster in Ostpreussen, zum letzten Mal vor dessen Tod in der masurischen Heimat besuchte, schrieb er: «Auch vom Walde sprachen

wir nicht. Von dem, was wir liebten, schwiegen wir, wie wir fünfzig Jahre geschwiegen hatten. Die Liebe verstand sich von selbst. Aber wir dachten an ihn ... So vergänglich schienen die Wege des Lebens, das Erreichte wie das Verfehlte, so vergänglich Menschen und Worte, und er war das Unvergängliche und immer Daseiende, mit seiner Kühle und Grösse und den leisen Stimmen, die aus den Jahreszeiten sich aufhoben: der grosse Wald.»